
GESCHICHTE UND KRITIK DES GLEICHGEWICHTSDOGMAS

Rezension von: Fritz Reheis,
Konkurrenz und Gleichgewicht als
Fundamente von Gesellschaft.
Interdisziplinäre Untersuchung zu
einem sozialwissenschaftlichen
Paradigma, Berlin,
Duncker & Humblot 1986
(Sozialwissenschaftliche Schriften,
Heft 13), 401 Seiten, DM 58,-

Die Idee, daß sich über Konkurrenzprozesse ein Gleichgewicht herausbildet, das als ein „natürliches“ und damit zugleich als normativ gerechtfertigter Zustand wahrgenommen wird, stellt ein dominierendes Interpretationsmuster der abendländischen Metaphysik der Neuzeit dar. Reheis charakterisiert das Konkurrenz-Gleichgewichts-Modell zu Recht als ein wissenschaftliches Paradigma der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften der bürgerlichen Gesellschaft. Die vorliegende Monographie gibt eine relativ ausgreifende Darstellung der gegenwärtigen Bedeutung jenes Paradigmas für verschiedene gesellschaftswissenschaftliche Disziplinen und verfolgt den geistesgeschichtlichen Weg der Ausdifferenzierung des Paradigmas schrittweise bis zu den vermuteten Anfängen in Mittelalter und Antike zurück. Methodisch wählte der Verfasser ein exemplarisches Verfahren: anhand ausgewählter Autoren wird zu belegen versucht, wie sich Konkurrenz und Gleichgewicht als zentrale Deutungsbegriffe sozialphilosophischen bzw. -wissenschaftlichen Denkens etabliert haben.

Der Verfasser zielt mit seiner Untersuchung auf zwei Fragestellungen: erstens „... daß es in den Sozialwissen-

schaften tatsächlich eine relativ geschlossene, seit geraumer Zeit und an vielen Orten auftauchende, gemeinsame Grundvorstellung gibt, die ... in Anlehnung an Thomas Kuhn als ‚Konkurrenz-Gleichgewichts-Paradigma‘ bezeichnet wird;“ zweitens wird diskutiert, „ob auch das Konkurrenz-Gleichgewichts-Paradigma“ das von Kuhn allen Paradigmen attestierte Schicksal teilt, von neuen Interpretationsmustern verdrängt zu werden (S. 2).

Die These, daß in den sozialwissenschaftlichen Teilbereichen heute ein übergreifendes Referenzmodell, das aus der Ökonomie übernommene Konkurrenz-Gleichgewichts-Paradigma, benutzt werde, läßt sich in der jüngeren wissenschaftstheoretischen Literatur wiederkehrend vorfinden. Reheis kritisiert allerdings die vorliegenden Ansätze, ein gemeinsames sozialwissenschaftliches Paradigma nachzuweisen, „in mindestens dreifacher Hinsicht ... (als) unzulänglich: Erstens führt keiner der ... Autoren einen konsequenten interdisziplinären Theorievergleich durch, d. h. keiner zeichnete die aus je spezifischen Annahmen und je spezifischen Schlußfolgerungen konstituierte *Struktur* der Theorie nach und vergleicht sie. Insbesondere wird die Analogiebildung zur Ökonomie immer nur behauptet, nie aber bewiesen.“ Daher ist es zweitens den Autoren auch nicht möglich, „die Kritik an den einzelnen Strukturvarianten ... auf andere zu übertragen“. Ohne solche Kritikübertragung bleibe aber „drittens die Frage der fundamentalen Veränderungen dieser Theiestruktur notwendigerweise allein den außerhalb dieser Theietradition stehenden Wissenschaftlern überlassen“ (S. 5 f.).

Reheis konzipiert vor dem Hintergrund vorstehender Mängelliste eine neue „Kritik-Strategie“ derart, daß kritische Einwände gegen das Paradigma aus den einzelnen Teildisziplinen, z. B. der Soziologie, auf die Para-

digma-Verwendung in anderen Teildisziplinen, z. B. der Ökonomie, übertragen wird. Dieser Ansatz unterscheidet sich einerseits von den externen Angriffen auf das Konkurrenz-Gleichgewichts-Muster, beispielsweise den von marxistischer Position ausgehenden, andererseits geht es Reheis aber auch nicht um endogene Detailkritik, die lediglich dem weiteren Ausbau des im Prinzip beibehaltenen Paradigmas dient. Vielmehr will „diese Untersuchung . . . so gut wie möglich in der Sprache des Paradigmas kritisieren und dies dennoch *fundamental* tun“ (S. 6).

Die Darstellung des Paradigmas erfolgt unter zwei Gesichtspunkten: Erstens wird – als „synchroner Aspekt“ bezeichnet – die Gemeinsamkeit von Interpretationsperspektiven verschiedener sozialwissenschaftlicher Disziplinen während einer Periode herausgearbeitet. Zweitens gibt der Verfasser anhand exemplarischer Beispiele einen theoriegeschichtlichen Überblick – „diachroner Aspekt“ – zur Paradigmaentwicklung. Beginnend mit der Gegenwart (Samuelson, Schumpeter, Fraenkel, Dahrendorf und Gerhardt) wird die Ausdifferenzierung des Paradigmas in der Wirtschaftstheorie, der politischen Theorie und der soziologischen Theorie ausgearbeitet, und es werden die gemeinsamen Interpretationsmuster herausgestellt. Ergänzend widmet Reheis dann ein Kapitel den metatheoretischen Sichtweisen, um deutlich zu machen, daß auch die jüngere Wissenschaftstheorie zur Fortentwicklung und Verfestigung des Konkurrenz-Gleichgewichts-Denkens beigetragen hat. Wiederum werden exemplarisch „führende“ Repräsentanten jener wissenschaftstheoretischen Schulen behandelt, die für die Wirtschafts- und Sozialwissenschaft besonders einflußreich wurden (Merton, Popper, Spinner, Feyerabend).

Theoriegeschichtlich in die Vergangenheit zurückschreitend, wird die Entwicklung des Paradigmas über das

als „klassische“ Phase bezeichnete ausgehende 19. Jahrhundert (Simmel, Menger), die „liberale“ Epoche (18./19. Jahrhundert: Wilhelm von Humboldt und Adam Smith) und die „Aufklärungsphilosophie“ (Hobbes, Descartes, Cherbury) schließlich bis ins Mittelalter und die Antike zurückverfolgt. In relativ knappen Charakterisierungen der einzelnen Autoren versucht Reheis, die für sein Thema wesentlichen Aspekte herauszuheben, um die sukzessive Verfeinerung und die in verschiedene sozialwissenschaftliche Disziplinen eindringende Ausbreitung des Konkurrenz-Gleichgewichts-Denkens zu belegen. Verständlich, daß hierbei das zugespitzte, häufig auf wenige Zitate eines Autors gegründete Argument gegenüber einer vielschichtigeren Diskussion des jeweiligen Gesamtwerkes der einbezogenen Wissenschaftler dominiert. Damit erhält der Text gelegentlich die scharfe, aber vielleicht auch zu undifferenzierte Kontur eines Thesenpapiers, das bewußt Alternativen (hier: zum Konkurrenz-Gleichgewichts-Paradigma) während der einzelnen Entwicklungsphasen des untersuchten Deutungsmodells beiseite schiebt.

In der Wiedergabe von Sekundärquellen greift der Verfasser manchmal recht weit aus und mißt ihnen – relativ zur Originalliteratur – wohl zu viel Gewicht bei. So wird beispielsweise die ja keineswegs nebensächliche These, „daß das 17. Jahrhundert als Geburtsjahrhundert unseres Gleichgewichtsparadigmas bezeichnet werden kann“ (S. 151), womit eine *scharfe* Abgrenzung zu Gleichgewichts- und Konkurrenzdeutungen der „voraufklärerischen“ Epoche impliziert ist, lediglich anhand einiger Sekundärdarstellungen über frühneuzeitliche und mittelalterliche Gesellschaftsphilosophie plausibel zu machen versucht.

Der Wert einer so ausholenden Untersuchung liegt unter anderem darin, neue Fragen aufzuwerfen, selbst wenn sie im Rahmen der Abhandlung noch nicht beantwortet werden. Allerdings

wäre beim Anspruch des Verfassers, bis auf die (mittelalterlichen und antiken) Wurzeln des Konkurrenz-Gleichgewichts-Denkens zurückzugehen, zumindest für das europäische Mittelalter eine ausführlichere Auseinandersetzung mit dem mittelalterlichen Ordo-Gedanken und den ganzheitlichen Systemvorstellungen anhand einiger Originalautoren wünschenswert gewesen. Beispielsweise wäre gerade im Hinblick auf mögliche „Kontinuitäten“ die Frage zu stellen, ob der mittelalterliche *Ordnungsgedanke* nicht weitgehend prägend ist für jüngere Gleichgewichtsvorstellungen.

„Ordnung“ stellt für jede – auch für außereuropäische – Gesellschaftsphilosophie einen zentralen deskriptiven und normativen Begriff dar. Gleichgewicht könnte also als eine spezielle Ausprägung des allgemeineren Ordnungstopos verstanden werden. Die historischen und interkulturellen Differenzen in der gesellschaftstheoretischen Konstruktion der Ordnung korrespondieren dann mit den verschiedenen Ordnungs-Regelungen. Konkurrenz wäre dann als *ein* solcher Regelungsentwurf einzustufen, und zwar – wie Reheis ausführlich darstellt – als der im Rahmen kapitalistischer Produktionsverhältnisse und der sich damit entfaltenden individualistischen Gesellschaftstheorie entstandene.

Die mögliche *Kontinuität* zwischen mittelalterlicher Ordnungsidee und der kapitalistischen Konkurrenzordnung besteht in der Rechtfertigung gesellschaftlicher Unterschiede, also der normativen Sanktionierung von Hierarchie. Die jeweiligen Begründungen sind bekanntlich recht verschieden: religiös fundierte feudalistische Fürsorgehierarchie dort und die auf Privateigentum an Produktionsmitteln gegründete Eigentumshierarchie hier. In beiden Fällen wird aber die urchristlich-kommunistische Gleichheitsidee zugunsten einer je verschieden begründeten Ungleichheitsbehauptung verworfen. Das kapitalistische Gleichgewichtsparadigma

ist allerdings darauf angelegt, die faktischen Hierarchien und sozialen Ungleichheiten als Ergebnis eines Konkurrenzprozesses zu interpretieren und zu rechtfertigen: Alle Beteiligten hätten „gleiche Chancen“. Empirisch ist dies nicht der Fall. Die Akzeptanz des tauschwirtschaftlichen Gerechtigkeitsdogmas beruht also auf dem bloßen Glauben seiner Anhänger. Damit erhält die Gültigkeit der „wissenschaftlichen“ Theorie zum Konkurrenz-Gleichgewicht-Dogma im Prinzip gleiche Qualität wie religiöse Muster der Weltdeutung, nämlich die Qualität von Offenbarungswissen und der zugehörigen theologischen Fundierung.

„Auch wenn die Konkurrenten *de facto* noch so unfrei und zu ungleich sind, *im Paradigma* arrangieren sie sich mit ihrer Situation ohne große Probleme“ (S. 302). Reheis führt für diese menschliche Bereitschaft zur Selbsttäuschung eine (vermutlich) raum-zeitlich übergreifende Erklärung an, nämlich das individuelle Bedürfnis nach Harmonie und Seelenruhe: „Letztliche Basis dieses Arrangements ist das immer wieder quasi mit Notwendigkeit eintretende individuelle psychische Gleichgewicht“ (S. 302).

Reheis dringt – wie soeben skizziert – mit seiner Untersuchung zum Konkurrenz-Gleichgewichts-Paradigma u. a. bis zu der aufregenden Frage vor, warum eine empirisch nicht bestätigte, in ihren jüngeren Formalisierungen überhaupt nicht mehr empirisch prüfbare, also gegen die Realität immunisierte Sozialtheorie auch noch im säkularisierten Zeitalter der wissenschaftlichen Weltanschauung geglaubt wird. Die Antwort des Autors zielt in die Richtung der psychologischen Erklärung: sofern die Lebensverhältnisse nur einigermaßen erträglich erscheinen, setzt sich das individuelle Bedürfnis nach „psychischem Gleichgewicht“ auch gegen eine miese Realität durch. Das Konkurrenz-Gleichgewichts-Dogma profitiert also

wie jede Herrschafts- und Befriedungslehre von der individualpsychischen Anpassungsfähigkeit des Menschen, die wohl als eine Komponente seiner biologischen Grundausstattung einzustufen ist.

Aus der Vielzahl der interessanten Überlegungen, die Reheis ausbreitet und zu denen er anregt, konnte hier selbstverständlich nur ein kleiner Ausschnitt gezeigt werden. Es wird aber hoffentlich trotz dieser notwendigen Beschränkung deutlich geworden sein, daß die vorliegende Monogra-

phie ein wichtiges Thema in informativer Breite und mit originellen Thesen behandelt. Mancher Leser mag sich bei einzelnen Abschnitten eine etwas straffere Materialdarstellung und weniger ausbuchtende Argumentationen wünschen, aber die übersichtliche Gliederung und die sinnvollen Zusammenfassungen erlauben, auch bei selektiver Lektüre die wesentlichen Aussagen Reheis' zu erfassen.

Karl Georg Zinn